№ 273. Morgenblatt.
Sonnabend, 14. Juni.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.
Redaktion und Haupt-Expedition: W. Lützowstraße 105.
Annahmestellen für Abonnements u. Inserate: W. Kronenstraße 46. O. Gr. Frankfurter Str. 87. SO. Kottbuser Str. 1. S. Kommandantenstr. 58. N. Chausseestr. 67. C. Neue Schönhauserstr. 5.
Druck und Verlag: „Gutenberg", Druckerei und Verlag, Akt.-Ges. Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Gutenberg's Illustrirtes Sonntagsblatt."

Berlin.
1902. — 50. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich zwei Mal täglich zugestellt 4,50 M.
nur Morgens „ 4,— „
Monatlich zwei Mal täglich „ 1,50 „
„ nur Morgens „ 1,35 „
Wöchentlich 35 Pfennig.
Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quartal 3,25 M., Monat 1,10 M., Woche 30 Pf.
Einzelne Nummer: 10 Pfennig.
Bei allen Deutschen Postanstalten: pro Quartal 4,50 M., monatlich 1,50 M.

Insertionsgebühr:
Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

☞ Der heutigen Nummer liegt für die Post-Abonnenten „Gutenberg's Illustrirtes Sonntagsblatt" Nr. 24 bei.

Unter Pari.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Seitdem das Zentrum im Deutschen Reichstage die ausschlaggebende Partei ist und diese seine einflußreiche und für die römisch-kirchlichen Interessen außerordentlich vortheilhafte Stellung mit großer geschäftlicher Klugheit auszunützen versteht; seitdem das Zentrum sich an die Spitze der Militarismus-Enthusiasten zu Wasser und zu Lande gesetzt hat; seitdem das Zentrum endlich um der katholischen Missionen willen zu dem kostspieligen China-Kreuzzuge Millionen über Millionen hingegeben hat, ist es mit den finanziellen Verhältnissen des Deutschen Reiches andauernd schlimmer geworden. Damit wir nicht ungerecht sind, wollen wir nicht verschweigen, daß die Konservativen, also die Junker von der evangelischen Linie, den Reaktionären von der katholischen Linie getreulich geholfen haben, das Reichsdefizit hervor zu bringen und die Reichsschulden nach Kräften zu vermehren. Von 50 Millionen im Jahre 1902 wird das Reichsdefizit im Jahre 1903 auf die Summe von ca. 80 Millionen Mark gesteigert sein. Und unsere Schulden belaufen sich jetzt schon auf mehr als $2^1/_2$ Milliarden. Mehr als 90 Millionen Mark jährlich — das mag nebenbei erwähnt werden — verschlingt die Verzinsung dieser Schulden. Nahezu 11 Milliarden Schulden haben außerdem die guten Deutschen in ihrer Eigenschaft als Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden ꝛc., also als Einzelstaatler zu verzinsen!

Man versteht das Stöhnen der obersten Reichsbeamten über die Defizit- und Schuldenwirthschaft des deutschen Reiches, die von Zentrums- und Agrariergnaden dem deutschen Volke eingebrockt worden ist. Und man darf sich nicht wundern, wenn sich unangenehme Rückwirkungen dieser traurigen Verhältnisse auf die Meinung des Auslandes bemerkbar machen. So schreibt uns unser Korrespondent in Mailand unter dem 11. Juni von dort:

Auf Grund der Rede des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky über die finanziell sehr schwierige Lage des Deutschen Reiches und über die schlimmen Aussichten für den nächstjährigen Reichshaushalt sank die Banknote des Deutschen Reiches heute Mittag auf der Mailänder Börse auf 124 Lire 85 Cts.; tags zuvor hatte sie sich mit 30 Cts. über Pari (125 L.) gehalten. Es sind erst einige Jahre, daß die deutschen Romfahrer für 100 Mark noch 140 Lire erhielten. Der heutige Kurs bedeutet den tiefsten Stand deutschen Kredits im Auslande seit der Gründung des Reiches. Daß diese Ziffer gerade am Pegel der ersten Börse des Königreiches Italien erscheint, heißt eine grausame Ironie der Geschichte und ihrer Lehre: Jedes Volk, das sich vom Klerikalismus und der ihm verwandten feudalen Reaktion befreit, geht seiner finanziellen Gesundung entgegen; jede Nation, die unter das römische Joch kriecht und sich den Parteien unterwirft, die den mittelalterlichen Feudalismus zu verewigen suchen, geht ihrer Verarmung entgegen.

Dabei ist zu beachten, daß das Deutsche Reich die ungeheuren Mittel, die es für militaristische und Sonnenplatzzwecke verbraucht, im wesentlichen vermittelst indirekter Steuern und Zölle auf die nothwendigsten Lebensmittel aufbringt, daß also jede Steigerung dieser Steuern die Lebenshaltung des Volkes verschlechtert. Das genirt aber weder die Klerikalen noch die junkerlichen Agrarier. Wenn es aus Schuldenmachen, Defizitzern und Zöllnern geht, heißt es lustig: Fortsetzung folgt.

Die Waisen.

Roman von René de Pont-Jest. — Aut. Bearbeitung.

1)

1.

Es war am Abende der Schlacht von Magenta. Die Barmherzigen Schwestern rannten umher, um die Verwundeten zu suchen, den Sterbenden letzten Beistand zu leisten. Da erfuhr Oberst Baron Ferney plötzlich, daß sein treuester Freund und Waffenbruder, der Generalstabsoberst Louis de Salves, schwer verwundet worden sei und man ihn nach der Ambulanz des nächsten Dorfes gebracht habe.

Von bangen Vorahnungen gequält, beschloß er, ihn unverzüglich aufzusuchen, und sah im Geiste zwei weinende Mädchengestalten vor sich, die Töchter jenes Mannes, welcher ein Opfer treuer Pflichterfüllung geworden.

Oberst von Salves war thatsächlich schwer verwundet. Eine Kugel hatte ihm das linke Bein zerschmettert. Sein Zustand war hoffnungslos. Das begriff Herr von Ferney auf den ersten Blick, welchen ihm der Arzt zuwarf.

So heftig seine Schmerzen auch waren, der Verwundete hatte doch nicht die Besinnung verloren. Ein dankbares Lächeln umspielte seine Lippen, als der Freund an ihn herantrat, und er sprach mit ziemlich fester Stimme, aber mit einer Hast, welche darauf hinwies, daß er begreife, wie gezählt seine Augenblicke seien:

„Ich habe Dich erwartet, Gott sei Dank, daß Du rechtzeitig gekommen bist. Mein Ende ist jenes eines Soldaten, der seine Pflicht erfüllt hat. Ich darf nicht nicht beklagen, und wenn mir das Sterben schwer wird, so denke ich eben nur an meine armen Kinder."

Herr von Ferney war an dem Feldbett seines Waffenbruders in die Knie gesunken, er wollte seine Hand erfassen, ihn unterbrechen, Herr von Salves aber fuhr fort:

„Ich beschwöre Dich, Jean, laß mich reden! Morgen, heute Abends vielleicht schon habe ich nicht mehr die Fähigkeit dazu, und mich quält unaufhörlich der Gedanke, wie sich das Loos meiner armen Kinder gestalten soll!

„Vergißt Du denn gänzlich auf mich?" forschte der Baron lebhaft. „Bin ich nicht ihr Pathe? Bin ich nicht verpflichtet, Vaterstelle bei ihnen zu vertreten, wenn Du ihnen entrissen

Das Abgeordnetenhaus

füllte die gestrige Sitzung mit der Berathung der Ausführungsbestimmungen zum Fleischbeschau-Gesetz aus. Die Agrarier wühlten auch hier wieder für sich eine Extrawurst zu braten. Was die Agrarier für sich schlachten, ohne es in den Verkehr zu bringen, das braucht auf Trichinen nicht untersucht zu werden. Sofern also dabei nicht das „Leute-Essen" in Betracht kommt, vertrauen die nothleidenden Agrarier, die die Untersuchungskosten nicht mehr erschwingen können, auf ihren eigenen guten Magen, der die Gabe zu besitzen scheint, die Trichinen unschädlich zu machen. Mit der Scheu, die die Agrarier vor den ausländischen Trichinen und sonst vor ähnlichem Gezücht haben, harmonirt dieser Schutz der nationalen Trichine vor dem Mikroskop des Fleischbeschauers nicht übel! Das Gesetz wurde nach einigen Plänkeleien zwischen der Rechten und der Linken in zweiter Lesung angenommen.

Das Herrenhaus hütete sich gestern peinlich vor irgend welchen aufregenden Geschehnissen, um heute die agrarische Vierteimilliardenvorlage mit unverwüstlicher Kraft annehmen zu können.

Zu Bezug auf die noch strittig gewesene Frage, ob der **Schluß des Landtags** bereits am Sonnabend oder erst in nächster Woche erfolgen soll, hat sich, wie uns mitgetheilt wird, in der am Freitag abgehaltenen Sitzung das Staatsministerium dahin ausgesprochen, daß der Gesetzentwurf betreffend die Ausführungsbestimmungen zum Fleischbeschaugesetze in dieser Tagung erledigt werden soll. Zu Folge dessen ist im Herrenhause die Plenarsitzung auf Sonnabend 1 Uhr anberaumt worden. Das Abgeordnetenhaus wird am Montag, 16. d. Mts. zur dritten Berathung der oben erwähnten Vorlage schreiten. Alsdann würde das Herrenhaus in den Stand gesetzt werden, am Dienstag oder Mittwoch zu diesem Entwurf Stellung zu nehmen. Die gemeinsame Schlußsitzung würde am 18. d. Mts. Nachmittags stattfinden können.

Ueber die Vorgeschichte des Antrages Herold und Genossen, betreffend die Beschränkung der Rechte der Regierung bei einer etwaigen Verlängerung der Brüsseler Zuckerkonvention, werden noch allerlei interessante Einzelheiten berichtet. Die Hauptantragsteller aus dem Zentrum hatten, nachdem der Antrag bereits mit den Konservativen vereinbart war, doch Bedenken darüber bekommen, ob wohl die Reichsregierung diesem Antrage sich unterwerfen würde. Auf Anrathen welkundiger Fraktionsmitglieder sollen sie sich dann mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung gesetzt haben und dort sofort auf einen so entschiedenen Widerstand gestoßen sein, daß sie gern wieder von der Sache abgerückt wären. Aber die konservativen Mitantragsteller ließen nicht locker. Insbesondere wird erzählt, daß Fürst Bismarck darauf gedrungen habe, auf dem einmal beschrittenen falschen Wege nun auch weiter zu gehen. Die Zentrumsantragsteller glaubten schließlich dadurch aus der Verlegenheit befreit zu werden, daß der Reichstagspräsident rechtzeitig die Geschäftsordnungswidrigkeit des Antrags konstatiren und damit eine weitere Diskussion ausschließen werde. Das Konzept wurde ihnen nur dadurch verrückt, daß der Abg. Dr. Barth gleich bei der Generaldiskussion zur dritten Lesung der Brüsseler Konvention den Antrag Herold zur Sprache brachte und damit weitere Erklärungen unvermeidlich machte.

Von dem nicht Gebauten. Der unter dem Vorsitze des Reichstagsabgeordneten H. Franken stehende Evangelische Arbeiterbund hat bei dem Abgeordnetenhause eine mit vielen Tausenden von Unterschriften versehene Petition um den „Ausbau der projektirt gewesenen Schifffahrtstraßen" eingereicht, insbesondere wird gebeten: „Das Abgeordnetenhaus wolle von der Regierung baldigst eine Vorlage auf Grund der früheren wasserwirthschaftlichen Vorlagen einfordern und im Interesse einer um ihre Zukunft besorgten patriotisch gesinnten Arbeiterschaft dem längst projektirt gewesenen Bau von neuen Schifffahrtstraßen zustimmen." In der Begründung wird namentlich darauf hingewiesen, daß durch den Bau die Konkurrenzfähigkeit unserer heimischen Industrie gegenüber dem Auslande ganz außerordentlich gehoben und dem herrschenden Arbeitsmangel entgegengewirkt werden würde; die Regierung könnte als Regulator des Arbeitsmarktes dem Arbeiterstande auf Jahrzehnte hinaus die Gewähr ruhiger Zukunft bieten, „das beste Mittel bei der Bekämpfung extremer und unpatriotischer Bestrebungen." — Der Mittellandkanal als Schutz gegen die Sozialdemokratie, wenn das nicht zieht!

Zur Affaire Schmoller ergreift jetzt in der „Deutschen Juristenzeitung" der Landrichter Dr. Mittelstaedt in Leipzig in einem Aufsatz „Die akademische Vorlesung und das Urheberrecht" das Wort, um mit überzeugenden Gründen unwiderleglich nachzuweisen, daß das Urheberschutzrecht auf den Fall Schmoller-Wolh nicht anwendbar ist. Dr. Mittelstaedt führt aus:

Der Inhalt des (Wolh'schen) Referates ging ungefähr dahin, daß Prof. Schmoller geäußert habe, der Streit um den Zolltarif habe wenig Sinn, da die Regierung gar nicht daran denke, den Tarif in der vorliegenden Form Gesetz werden zu lassen, sondern ihn, wie dem Vortragenden aus persönlichen Aeußerungen bekannt sei, nur als Mittel zur Erreichung günstiger Handelsverträge gebrauche. — Sollte dieses Referat wirklich eine getreue Wiedergabe der Aeußerungen Schmoller's sein, dann kann es sich nicht um die Veröffentlichung eines geistigen „Werkes" handeln. Die Aufstellung einer politischen Ansicht kann wohl den Charakter eines „Vortrages" annehmen, wenn sie durch individuelle Begründung und Formgebung dem Inhalt und der Form nach zu einem literarischen Erzeugniß ausgearbeitet ist. Wenn aber, wie nach dem Referat anzunehmen, eine politische Meinung, die sich zum Theil wieder auf die Aeußerungen Dritter stützt, lediglich mitgetheilt wird, dann liegt wohl die Kundgebung eines eigenthümlichen Gedankens, nicht aber ein geistiges „Werk" vor, und es kann die Vervielfältigung eines Werkes oder eines Theiles eines Werkes (§ 41 l. c.) nicht in Frage kommen.[1]) Nun hat aber Prof. Schmoller — der übrigens in der Gerichtsverhandlung betont haben soll, daß es ihm nur um den Schutz der akademischen Lehrfreiheit gegen Indiskretionen zu thun sei, so daß es sich offenbar um eine Beeinträchtigung der literarischen Verwerthung der Vorlesung gar nicht handelt — erklärt, das Referat sei eine ganz ungureichende und vielfach mißverständliche Wiedergabe eines etwa einstündigen Vortrages. Hiernach muß man allerdings annehmen, daß Prof. Schmoller in seinem Vortrag nicht nur seine Meinung über den Zolltarif mitgetheilt, sondern seine politische Ansicht eingehend entwickelt und ausgeführt hat, und es liegt dann zweifellos ein „Vortrag" i. S. des Gesetzes vor. Aber kann man in diesem Falle annehmen, daß der Student den Vortrag als solchen wiedergegeben hat? Das, was Professor Schmoller im Hörsaale gesprochen hat, war denn doch in seiner Totalität etwas ganz Anderes, als das, was in dem Referat des Studenten zum Ausdruck gekommen ist. Man kann nicht einmal annehmen, daß der Student den „wesentlichen Inhalt" des Vortrages veröffentlicht hätte, — und daher kann auch das Verbot der Mittheilung des „wesentlichen Inhalts" eines noch nicht veröffentlichten Werkes (§ 39 l. c.) nicht in Frage kommen.[2]) Vielmehr hat der Student lediglich einzelne Aeußerungen, die ihm wesentlich dünkten, weil er sie für sensationell hielt, wiedergegeben. Den wesentlichen Inhalt des Vortrages kann jene Aeußerung über die Absichten der Regierung unmöglich gebildet haben; dies um so weniger, als der Autor selbst erklärt haben soll, er habe jene Aeußerung in dieser Form gar nicht gethan, und das Referat daher unrichtig gewesen ist. Die Veröffentlichung

[1]) Selbst Gierke a. a. O., S. 771 führt die Mittheilung politischer Ansichten unter den regelmäßig ungeschützten Gedankenäußerungen auf.

[2]) Wenn die Berichte der Presse zutreffen, hat das Gericht thatsächlich den § 39 l. c. nicht angewendet.

wirft, was ganz gewiß nicht so bald geschehen soll! Ich bin reich, bin Junggeselle, habe keine Verwandten, und wem gegenüber kann ich mich denn so verpflichtet fühlen, wie gegen Raimonda und Germaine?"

„Ich wußte es ja, daß Du mir Trost bieten werdest, ich danke Dir aus vollster Seele dafür! Ich wußte, daß Deine Zärtlichkeit und Deine Hingebung mich nicht im Stiche lassen würden! Nun aber sind die armen Mädchen dazu verdammt, in Saint-Denis oder in irgend einem Kloster zu bleiben, bis wenigstens Raimonda einen Gatten gefunden. Ach, wer wird an meine armen Kinder denken, welche ich so sehr liebe und die mir nun doch nicht die Augen zudrücken können!"

Seine Stimme wurde immer schwächer, Thränen perlten über seine Wangen, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, seine Hände glühten. Jean schwieg, denn er fühlte, daß er beim ersten Wort, welches er spreche, in Thränen ausbrechen werde. So vergingen ein paar Augenblicke, in welchen man nichts anderes vernahm als das leise Stöhnen des Verwundeten; dann sprach dieser endlich sich aufraffend mit leiser Stimme:

„O, mein Gott, warum bist Du nicht verheirathet? Du und Deine Frau, Ihr hättet die beiden Waisenmädchen in Euer Haus nehmen können! Sie sind so hübsch, so gut, daß sie überall nur zur Zierde gedient haben würden. Zuweilen hättet Ihr von mir gesprochen, und ich wäre sicher gewesen, daß die Kinder meiner nicht vergessen. Aber Du bist Junggeselle, und meine armen Mädchen —"

„Louis, ich beschwöre Dich," stammelte Herr von Ferney.

„Mein Gott, es wird ja doch die Zeit kommen, in der Du heirathen dürftest; im Leben eines jeden Mannes tritt der Moment ein, in welchem er das Alleinsein schmerzlich empfindet! Er bedarf einer Gefährtin, einer Seele, die ihm immer treu zur Seite steht — sage mir," fügte er leise hinzu, den Freund an sich heranziehend, „wie wär' es denn, wenn Du Raimonda heirathen wolltest?"

Herr von Ferney war momentan verblüfft. Der Verwundete achtete dessen nicht. Eine fixe Idee hatte sich seiner bemächtigt, und es war, als wolle er dem Tode nur noch die Möglichkeit abringen, diese Idee rückhaltlos zur Aussprache zu bringen.

„Ja, sage mir, wie wäre es denn, wenn Du der Gatte meiner Aeltesten werden wolltest? Die Jüngere könnte dann bei Euch leben. Ich bin überzeugt, Ihr würdet alle Beide glücklich sein. Und ich könnte aus himmlischen Höhen über Euerem Glücke wachen; sie ist sehr schön, meine Raimonda. Willst Du sie nicht?"

„Sie ist es, die zweifelsohne nicht geneigt wäre, auf diese Verbindung einzugehen."

„Weshalb nicht?"

„Nun denn, ich schwöre Dir, mein Freund, mein Bruder, daß, wenn Raimonda meinen Namen annehmen will, ich bereit bin, ihr denselben zu bieten, sobald ich nach Paris zurückkehre! Weißt sie mich von sich —"

„Sie wird es nicht thun, wenn Du ihr sagst, daß diese Ehe der letzte Wunsch ihres sterbenden Vaters gewesen ist!"

„Ich habe Dir bei meiner Ehre geschworen, daß geschehen soll, was Du begehrst, es sei denn, daß Deine liebe Tochter sich weigert, meinen Namen zu führen."

„Ich danke Dir, nun kann ich in Frieden sterben! Meine Kinder sind versorgt. Umarme mich noch, bevor Du von mir gehst, dann möge was immer geschehen, ich bin gefeit!"

Mit fast übermenschlicher Anstrengung hatte er sich emporgerichtet, Jean's Nacken umschlungen, und indem er zwei Küsse auf seine Wangen drückte, flüsterte er leise:

„Für sie — für Dich! Du hast geschworen, sei hundertfach gesegnet!"

Dann in seine Kissen zurücksinkend, beschied er den Arzt an seine Seite. Fünf Minuten später war Herr von Salves, dank dem Chloroform, in einem Zustande vollster Bewußtlosigkeit, in dem die Amputation vorgenommen werden sollte, die nicht zu umgehen war.

Herr von Ferney fühlte, daß er nicht den Muth habe, dem schrecklichen Anblick beizuwohnen; nützen konnte er auch dabei nichts, so verließ er denn die Ambulanz, um draußen hochklopfenden Herzens stehen zu bleiben und über eine halbe Stunde in banger Aufregung des Momentes zu harren, in welchem der Krankenwärter ihm mittheilte, daß Oberst Salves während der Operation gestorben sei.

Obschon Ferney auf diese Lösung gefaßt gewesen, erschütterte sie ihn nicht wenig; sein Schmerz war ungeheuer. Er kehrte in die Ambulanz zurück, um an dem verstümmelten